

Hans Ulrich Gumbrecht

**Was ist »die amerikanische Universität« – und was sollen  
amerikanische Universitäten sein?  
Neun ethnographische Aufnahmen und zwei  
systemische Fragen**

Man ist so sehr und seit so langem daran gewöhnt, dass es kaum je bemerkt wird, aber Diskussionen über die Lage der Universitäten in Deutschland kommen kaum je ohne einen Bezug auf »die amerikanische Universität« oder sogar auf »das amerikanische Universitätssystem« aus. In der Vergangenheit wurde »die amerikanische Universität« fast immer als Maß aller Dinge oder unerreichbares Vorbild ins Spiel gebracht, doch mittlerweile ist selbst dieses Thema in den Fluss einer allumfassenden Amerika-Ernüchterung geraten, und so hört man mittlerweile ab und an auch von »der Krise der amerikanischen Universität« oder von ihrer grau verhangenen Zukunft. Konstant geblieben ist nun schon über Jahrzehnte jedenfalls der Singular, anders – und etwas sprachanalytischer – gesagt, die ganz selbstverständlich gemachte Voraussetzung, dass es so etwas wie eine einheitliche institutionelle Struktur gebe oder zumindest ein konstantes Bündel von Merkmalen, welche für die Rede von »der amerikanischen Universität« einen Bezugspunkt oder einen »Referenten« (im linguistischen Sinn dieses Worts) abgeben könnten.

Ein »amerikanisches Universitätssystem,« das man mit den deutschen, dänischen, schweizerischen oder brasilianischen Universitätssystemen zum Beispiel vergleichen könnte, also ein vom Staat getragener Institutionen-Verbund, der auf ein grundlegendes Strukturmodell festgelegt ist, nur innerhalb einer gemeinsamen verbindlichen Funktionszuschreibung gewisse Differenzierungen zulässt und daneben ganz selbstverständlich beansprucht, den Spielraum für private Konkurrenz-Institutionen möglichst begrenzt halten zu dürfen, ein einheitliches Universitätssystem dieser Art existiert in den Vereinigten Staaten aber nicht. Selbst die Unterschiede zwischen einzelnen Universitäten, die in jeweiligen »Systemen« verschiedener Bundesstaaten zusammengefasst sind, wie die »University of California,« die »University of Illinois« oder »SUNY,« die »State University of New York,« sind größer, als es Universitätssysteme in anderen Ländern je zulassen würden: außer dem ersten Wort ihres Namens haben zum Beispiel »Cal,« die University of California/Berkeley, wo man noch immer von den »revolutionären« sechziger Jahren träumt, und »UCLA,« die University of California/Los Angeles, deren Finanzierungsstrategie sich

offenbar jener der reichsten privaten Universitäten angeglichen hat, nur sehr wenig gemeinsam.

All das, vermute ich, weiß Rudolf Stichweh nur zu gut, denn er klang sehr kompetent, als ich ihn einmal – beim Jahrhundert-Jubiläum der Leipziger Universität – von den amerikanischen Universitäten (im Plural!) reden hörte. Um deshalb den peinlichen Eindruck zu vermeiden, ich wolle belehren, möchte ich mit einer Frage an Stichweh, mit einer wohl »systemisch« zu nennenden Frage, beginnen, die mich seit langem schon und immer wieder beschäftigt, ohne dass ich eine Antwort finden kann. In bewusst pointierter Formulierung werden an diese Frage dann neun ethnographische Beobachtungen anschließen, die aus verschiedenen Perspektiven Strukturen und Funktionen von variierenden Formen der Selbstreferenz an amerikanischen Universitäten in den Blick bringen sollen. Das führt zu der – am Ende noch einmal systemisch gewendeten – allgemeinen und methodologischen Frage nach den Bedingungen für die Erfassung des Unterschieds zwischen geschlossenen und offenen Strukturen.

## I.

In der alltagssprachlichen Bedeutung des Wortes gibt es, wie gesagt, gewiss kein amerikanisches Universitäts-»System.« Meine nächste Frage ist deshalb, ob es Sinn macht, den weit abstrakteren systemtheoretischen Systembegriff auf die Universitäten in den Vereinigten Staaten anzuwenden. Nach dem systemtheoretischen Prinzip von der Priorität der Funktion über die Struktur, müsste es, um sie als Einheit erfassen zu können, möglich sein, alle amerikanischen »Universitäten« auf eine spezifische gemeinsame Funktion zuzuordnen und sie zugleich als eine relativ homogene Sphäre der Kommunikation zu beschreiben.

Weder die eine noch die andere Bedingung kann, denke ich, ohne Vorbehalt gelten. In Europa wird bis heute nicht wirklich realisiert, dass das *college* weder in seinem traditionellen Selbstverständnis noch in seiner aktuellen Wirklichkeit eine berufsvorbereitende Institution ist. Idealerweise, das lässt sich im Deutschen kompakter sagen als in der englischen Sprache, soll das *college* Bildung im weitesten und im traditionellsten Sinn des Begriffs vermitteln (deshalb können Konzerte, Auslandsaufenthalte und Diskussionsklubs, aber auch Tanzkurse und ohnehin Sportveranstaltungen zum *college*-Programm gehören). Zwar darf sich niemand ohne einen *college*-Abschluss um die Aufnahme an eine *professional school* (oder *graduate school*) bewerben, und insofern sind die beiden Stufen miteinander verbunden, aber es gibt akademische Institutionen mit höchstem Prestige, welche keinerlei *graduate school*-Elemente haben und keinerlei berufsbildende Lehrveranstaltungen anbieten (das sind vor allem die sogenannten »*liberal arts colleges*,« etwa Williams oder

Swathmore, aber bis spät ins zwanzigste Jahrhundert hatte auch Princeton in etwa diese Struktur). Des Weiteren gilt es als ein Zeichen nachlassender intellektueller Qualität oder zumindest doch finanzieller Schwäche, wenn eine Universität, die über Curricula auf beiden Ebenen verfügt, Studenten aus dem eigenen *college*-Programm in ihre *graduate schools* übernimmt. Zwischen *college* und *professional school* sollen die Studenten die Universität wechseln (in den allermeisten Fällen müssen sie das tun, weil *graduate school*-Bewerbungen von eigenen *college*-Studenten nicht berücksichtigt werden) – und innerhalb beginnender akademischer Karrieren kann niemand an der Universität seine erste Stelle als *assistant professor* antreten, an der er promoviert hat.

Eine übergreifende Funktion, die alle amerikanischen Universitäten und nur sie betrafte, gibt es also schon aufgrund ihrer grundsätzlichen Zweistufigkeit nicht – und die Evidenz für die wechselseitige Abschottung der beiden Stufen ließe sich empirisch noch viel weiter treiben. Gewiss könnte man, wenn es denn unbedingt sein müsste – im systemischen Sinn – von einem »amerikanischen Bildungs-System« reden, aber dann legte man eine sehr offene Perspektive zugrunde und müsste neben den *elementary schools*, *middle schools* und *high schools* auch die elitären *prep schools* (wie zum Beispiel Andover) einbeziehen, die zur Aufnahme in Spitzen*colleges* vorbereiten, und schließlich sogar die im amerikanischen Kontext geradezu sozialdemokratisch wirkenden zweijährigen *community colleges*, die unter weit inklusiveren Bedingungen solche Studenten zur *college*-Aufnahme führen, die nach Abschluss der *high school* noch nicht qualifiziert genug für das jeweils anvisierte *college*-Niveau waren.

Nicht einmal zwischen den verschiedenen *colleges* und zwischen den verschiedenen *graduate schools*, also sozusagen »horizontal« auf der jeweils selben institutionellen Ebene, gibt es garantierte Möglichkeiten des Übergangs. Nur im lebenspraktischen Notfall wird man von einem *college* zu einem anderen wechseln, bevor man nach vier (oder in wenigen Ausnahmefällen fünf) Jahren mit einem *Bachelor of Arts* abgeschlossen hat, und ein Wechsel der *graduate school* sieht eigentlich immer aus wie die Reaktion auf ein Scheitern in der ersten Phase der Berufsausbildung. Analoges gilt für *assistant professors*, die noch nicht auf einer entfristeten Stelle angelangt (»*tenure*«) sind – denn die Möglichkeit des freien Wechsels zwischen den Institutionen (die Möglichkeit, einen »Ruf« anzunehmen, wie man im Deutschen sagen würde) steht im Rahmen guten akademischen Stils nur Professoren mit entfristeten Stellen offen. Wer sich – ausnahmsweise – von einer zur Möglichkeit der *tenure* führenden Stelle wegbewirbt, der tut das im Normalfall, weil er pessimistisch im Hinblick auf seine *tenure*-Chancen an der jeweils gegenwärtigen Universität ist.

Selbstverständlich (und von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen) findet Kommunikation zwischen den verschiedenen *colleges* und zwischen den verschiedenen *graduate schools* nur als Austausch von Forschungsergebnissen statt (die aber primär individuellen Forschern und eben nicht den Institutio-

nen gehören) – und als Wettbewerb auf dem Bildungsmarkt (das heißt vor allem als ein Wettbewerb um die besten Studenten). Keine statistische Zahl ist zum Beispiel für das Selbstbewusstsein von Stanford so ausschlaggebend wie die Proportion von *college*-Bewerbern, die von Harvard und von Stanford ein Angebot zur Aufnahme haben und sich dann für die eine oder andere Universität entscheiden.

Aber selbst der Markt ist aufgrund informeller Hierarchien nicht homogen: Stanford möchte zumindest den Eindruck erwecken, nicht mit Notre Dame oder der University of Michigan zu konkurrieren (»*they don't play in the same league*«), und Harvard wäre nicht mehr Harvard, wenn es je offen mit irgendeiner anderen Universität konkurrierte (»*they want to play in a league of their own*«). Im letzten Jahrzehnt ist ein Harvard-Präsident daran gescheitert, dass er – aus wirtschaftlichen Gründen übrigens – dieses öffentliche Selbstbild verändern wollte.

Schließlich ist die Frage noch unbeantwortet geblieben, ob denn nicht zwischen der Bildungsfunktion der *colleges* und der Vermittlung berufsrelevanten Wissens in den *graduate schools* wenigstens die Forschung und die sie ermöglichenden Stile des Denkens eine institutionelle Klammer für die Universitäten abgeben. Aber gegen diesen Gedanken ist einzuwenden, dass – bei allem internationalen Ansehen der Forschungsleistungen verschiedener amerikanischer Universitäten – Forschung nur, etwas überspitzt gesagt, als ein Privatvergnügen der Professoren gilt, das meistens in ihren Verträgen unerwähnt bleibt und für das sie persönlich Mittel einwerben müssen, sobald das jeweilige Finanzvolumen erstaunlich niedrige Grenzen überschreitet. Wie immer man es also wendet, es scheint sich keine übergreifende Perspektive abzuzeichnen, die es erlauben würde, die amerikanischen Universitäten in ihrer Gesamtheit – und in einem systemtheoretischen Sinn überzeugend – wirklich als ein einheitliches »System« in den Blick zu bringen.

## II.

Für alle Universitäten, die aus *college* und *professional school* bestehen, hängt das öffentliche Selbstbild – erstaunlicherweise – primär, ja fast ausschließlich vom Ruf des *college* ab. Die am meisten ernstzunehmenden und für das Prestige entscheidenden nationalen Rankings sind ausschließlich *college*-bezogen. Über die Qualität der *professional schools* informiert man sich je fachspezifisch. Die *law school* und die *business school* von Stanford zum Beispiel sind derzeit deutlich besser als die dortige *medical school* – und über eine gemeinsame Bewertung aller *professional schools* an einer und derselben Universität denkt niemand nach. Was die Dominanz der *college*-Komponente für das Ansehen der gesamten Universität angeht, kenne ich eigentlich nur eine Ausnahme, und das ist die University of Chicago. Sie ist schon dadurch exzentrisch, dass

sie zu den wenigen akademischen Institutionen in den Vereinigten Staaten gehört, die mehr *graduate*- als *college*-Studenten haben, aber vor allem gehört allein die University of Chicago zu den angesehensten Universitäten des Landes, ohne je unter den ersten fünf und zwanzig der gerankten *colleges* aufzutauchen – so dass man die allgemeine Wertschätzung dieser Universität nur aufgrund der ausnahmsweise verallgemeinernden Bewertung ihrer *graduate schools* erklären kann.

Die Dominanz der *college*-Komponente in der Dimension der Identität gilt nicht allein auf der institutionellen, sondern auch auf der individuellen Seite der ehemaligen Studenten. »A Yale girl« ist eine Frau, die in Yale aufs *college* gegangen ist und von der man einen spezifischen (schwer beschreibbaren, aber als existierend angenommenen) Verhaltensstil erwartet, auch wenn die folgende Ausbildung an der *professional school* oft mehr Zeit als die typischen vier Jahre *college* beansprucht hat und darüber hinaus als Berufsausbildung eben für individuelle Lebensplanungen und Lebensmöglichkeiten viel langfristiger ausschlaggebend war. Aber keine andere Phase wirkt so nachhaltig prägend für Selbstbild und öffentliche Einschätzung in einem amerikanischen Leben wie das *college* – und auch dieser Sachverhalt zeigt, dass es mit dem europäischen Verständnis von »Universität« kaum zu verrechnen ist.

### III.

Vor etwa einem Jahr hat die gegenwärtige Harvard-Präsidentin die Frage, ob die Bildung in den Vereinigten Staaten in eine Krise geraten sei, mit der Beobachtung assoziiert, dass eine von Jahr zu Jahr wachsende Prozentzahl der Absolventen von prominenten *colleges* Anstellungen als *investment banker* suchen – und finden. Ich denke, sie ist in Europa durchgängig missverstanden worden, wo man davon ausging, dass die Präsidentin enttäuscht war über die spezifische Richtung dieser dominanten Berufswahl. Doch darum ging es ihr wohl kaum. Sie war enttäuscht, dass so viele *college*-Absolventen heute sich um lukrative Stellen bemühen, statt – nach der üblichen ein- oder zweijährigen Unterbrechung – die Fortsetzung ihres Studiums an einer *professional school* aufzunehmen. Jede neue Generation von Studenten mit *college*-Abschluss scheint dafür kritisiert zu werden, dass sie angeblich zu profitorientiert denkt, und ein ums andere Mal schließen sich Eltern und Universitäten zu einer Koalition zusammen, welche die »reinen« Bildungswerte – von ihrem ökonomischen Wert auf dem Stellenmarkt gerade absehend – hochhält. Bei einem Treffen mit den *tuition*-zahlenden Eltern unser *college*-Studenten habe ich einmal nicht ohne Rührung gehört, wie sich ein Vater Sorgen machte um den zukünftigen *college*-Absolventen mit Schwerpunkt im »Ingenieurwesen,« der nach einer anstehenden Reform des Curriculum »nicht mehr dazu käme, die zentralen platonischen Dialoge zu lesen.« Dafür, für Bildung

in einem ganz klassischen Sinn, zahlen die meisten amerikanischen Eltern sehr bereitwillig Studiengebühren – auch und gerade, wenn sie selbst nicht in den Genuss solcher Bildung gekommen sind. Was eine Universität eigentlich ausmacht, das zu erwähnen vergisst der Präsident von Stanford, ein Computer-Wissenschaftler, nur selten, soll jener *intellectual buzz* sein, den vor allem die Geisteswissenschaften beisteuern (die im Englischen ja nicht »Wissenschaften« sondern »*Humanities and Arts*« heißen). Wegen ihrer zentralen Rolle für das klassische Verständnis der *colleges* stehen die *Humanities and Arts* eigentlich nie in Frage oder gar in einer ernsthaften »Krise« an den amerikanischen Universitäten.

#### IV.

In einem Bilderbuch, das Absolventen der University of Pennsylvania ihren Vorschul-Kindern schenken sollen, gibt es ein Photo, auf das Eltern und zukünftige Studenten deuten können und unter dem »*professor*« steht. Der dort abgebildete Professor sieht so aus, als stehe er in der Mitte oder am Ende seines fünften Lebensjahrzehnts, ist großgewachsen wie ein ehemaligen Sportler, zeigt ein verhaltenes Lächeln und einen scharfen, herausfordernden Blick und ist in dezenter Weise exzentrisch gekleidet: er hat seine Anzughose in hohe Stiefel gesteckt, trägt unter dem Jackett ein Sporthemd mit weitausladendem Kragen, und außerdem hat er natürlich einen Bart. Selbst wenn mir das Photo in einem anderen – amerikanischen – Kontext begegnet wäre, hätte ich wohl richtig geraten, dass es sich um einen »*college professor*« handeln muss und hätte ihn als »charismatischen Intellektuellen« beschrieben. Charismatisch sollen *college*-Lehrer nach Möglichkeit sein; eine sich in regelmäßigen Evaluationen ihrer Lehrveranstaltungen niederschlagende Begeisterung der Studenten zählt weit mehr (auch für ihre Gehaltsentwicklung) als Publikationen – das gelobte Land des Prinzips »*publish or perish*« ist wohl eigentlich Deutschland. *Tweed* trägt der kanonische Typ des Professors für englische Literatur (deshalb vermute ich, dass der Professor aus dem University of Pennsylvania-Bilderbuch eher Mathematik unterrichtet), er versucht, wenn nicht mit britischem, so doch wenigstens mit einem Bostoner Akzent zu sprechen und führt mit seinen Kollegen in der *lounge* des Departments witzig-gebildete Gespräche anlässlich der letzten Ausgabe des *Times Literary Supplement* oder des einen und anderen Artikels aus dem *Oxford English Dictionary*. Wenn jemand seine Arbeit zuhause oder in der Bibliothek als *research* bezeichnete, dann würde er sich das freundlich aber bestimmt verbitten. Ein *gentleman scholar* will er sein und ein *devoted teacher*, und sehr viel zu publizieren, das würde zu »professionell« aussehen, so als hätte man nicht Besseres und Schöneres zu tun, als Fußnoten zu tippen.

## V.

Bei dem Mittagessen mit den Vertretern der Universitätsleitung, zu dem wir alle zwei bis drei Jahre eingeladen werden, gratulierte der Präsident einmal all jenen Kollegen, die das Prestige, die strukturellen Möglichkeiten und die finanziellen Mittel der Hochschule genutzt hatten, um sich Einnahmequellen weit über ihr monatliches Gehalt hinaus zu erschließen. Ein Geisteswissenschaftler merkte in dem für seine Zunft so typisch verzagten Ton an, dass ihm eine solche Möglichkeit ja wohl nicht gegeben sei, worauf der Präsident gekonnt replizierte, indem er ihn daran erinnerte, dass er in den vergangenen Jahren zu einem *international public intellectual* geworden sei – und das doch wohl nicht ohne Hilfe der Universität und ohne externe Einkommenssteigerung. Es ist nie ein Problem, *unpaid leave* für solche profitorientierten Aktivitäten bewilligt zu bekommen – bei Bibliotheksreisen muss man sich mit der Begründung weit mehr anstrengen.

## VI.

Seit ich mich im Wintersemester 1967/1968 an der Münchner Universität zum ersten Mal immatrikulierte, hat es nach meiner Erinnerung keine Zeit gegeben, in dem das deutsche Universitätssystem nicht in dem einen oder anderen Reformprozess stand. Darin haben sich immer Legitimationsabsichten der Wissenschaftsministerien und der Rektorate gegenüber Steuerzahlern und Studierenden artikuliert. Man schulde es ihnen, die Universität weiter zu öffnen, die durchschnittliche »Verweildauer« der Studenten zu verkürzen, neue Medien mit in den Unterricht einzubeziehen und so weiter. Angesehene amerikanische Universitäten tendieren eher dazu, die unvermeidlichen Reformbaustellen unsichtbar zu machen. Denn es gilt ja – zumindest in den eminenten Fällen – ein lange schon sehr erfolgreiches, zum »Klassiker« gewordenes und auch sehr teures Produkt warm zu halten als Objekt der Begierde. Außerdem weiß man, dass einschneidende Veränderungen – oft bloße Veränderungen der Bausubstanz und ohnehin curriculare Veränderungen – bei den spendenfreundlichen Ehemaligen (»*alumni*«) Verstimmung auslösen können. Dass auch und gerade die ältesten *colleges* »jung bleiben« wollen, versteht sich, und die neuesten *computer clusters* bedürfen als Anpassung an den jeweils letzten technologischen Standard der Erwähnung nicht. Aber dass man sozusagen »alt geblieben« ist, dass bestimmte Kurse zum hundertsten Mal gelehrt werden und in der ersten Vollmond-Nacht des Studienjahres eine für amerikanische Verhältnisse sehr ausgelassene Party zu feiern ist, das wird ohne Unterlass bestätigt und betont. Idealerweise sollten sich die Absolventen eines jeden *college* – vom Anfang bis zum Ende eines ganzen Jahrhunderts – über dieselben Rituale unterhalten können.

## VII.

Machen Sie selbst die Probe aufs Exempel – für mich jedenfalls klingt der Satz »ich liebe meine Universität« im Deutschen wie ein Satz aus der Künstlichkeit des Sprachlabors. Es wäre mir peinlich, diese Worte in Deutschland zu gebrauchen, ich käme mir vor wie jemand, der sich dort einschmeicheln will, wo er Distanz wahren sollte – oder eben wie einer, der gerade von einer amerikanischen Gastprofessur zurückgekommen ist und zeigen will, was er gelernt hat (»*someone trying to go native*«). An den deutschen Universitäten ist der Ton der Selbstreferenz als bescheiden festgelegt, bestenfalls selbstbewusst in der allersachlichsten Weise, das konnte man sehr gut entlang der Exzellenz-Initiative beobachten. Wir Amerikaner hingegen sprechen von unseren Universitäten meist in Tönen einer Quasi-Liturgie, welche ab und an selbst für Gleichgesinnte etwa schwerverdaulich geraten. »I love my University« gehört allemal zum Standardrepertoire, und niemand hat den Verdacht, er könne es nicht wirklich ernst meinen, wenn er sich diese Worte sagen hört.

## VIII.

*Music departments* schließen neben der Musikologie immer auch die Konservatoriums-Komponente der musikalischen Praxis ein, und das Analoge gilt für Kunst- und Theater-Abteilungen. Der Hauptgrund für diese strukturelle und funktionale Duplizität liegt natürlich darin, die musische Seite im Bildungsauftrag des *college* abzudecken, aber seit ihren Ursprüngen haben die Universitäten auch Aufgaben übernommen, die in anderen Nationen von der Kulturpolitik und Kunstförderung des Staates getragen werden. Es widerspräche unter amerikanische Bedingungen einem Grundkonsensus im Verständnis der Verfassung, wenn der Staat Kultur förderte – und deshalb sind die Universitäten nicht nur zentrale Orte, sondern die wichtigsten Agenten und Sponsoren im Land für das Leben der Künste. Auf dem Campus meiner Universität entsteht gerade eine Konzerthalle für etwa tausend Hörer, deren Gesamtbaukosten wohl die dreihundert Millionen Dollar-Grenze erreichen werden und deren akustische Qualität mit den besten Konzerthallen der Welt konkurrieren soll. Ein solches Projekt lässt sich mit dem Verweis auf Studentenorchester und College-Chor kaum rechtfertigen.

## IX.

Wenn amerikanische Universitäten Jahr für Jahr die eingegangenen Bewerbungen zum *college* auswerten, dann wissen ihre Sachbearbeitern nicht, ob die Familien einzelner Bewerber finanziell imstande sein werden, die jähr-

lichen Studiengebühren von (in den teuersten Fällen) weit über 50.000 Dollar zu bestreiten – das Zulassungsverfahren ist »needblind«. Konkret bedeutet dies etwa an der Stanford University, dass für keinen Studenten, dem die Aufnahme angeboten ist und dessen Familie über Jahreseinkünfte von weniger als 100.000 Dollar verfügt, irgendwelche Studiengebühren erhoben werden; und erst ab einem Familieneinkommen von etwa 250.000 Dollar pro Jahr kommen die vollen Studiengebühren in Anschlag. Daraus folgt für die spezifische gesellschaftliche Effizienz der amerikanischen Universitäten, dass sie – weit aus intensiver als europäische Universitätssysteme – die besonders talentierten jungen Leute aus den jeweiligen Unterschichten fördern: andererseits ist die Gewissheit, dass Kinder aus der Bildungsmittelschicht wieder zu derselben sozialen Ebene aufschließen, die ihre Eltern erreicht hatten, deutlich geringer als in Europa. Vielleicht ist das *college* jene Dimension der Gegenwart, wo der *American dream* noch mit sichtbarer Wirkung am Leben ist.

## X.

Aufgrund einer juristischen Grundsatzentscheidung gibt es in den Vereinigten Staaten für keinen Beruf bindende Altersgrenzen oder Pensionierungsverpflichtungen mehr; Professorengehälter sollen mit viel einschneidenderen Konsequenzen als in Europa leistungsabhängig sein; Investitionen in die individuelle Kranken- und Altersversorgung bleiben der Initiative einzelner Arbeitnehmer überlassen. Aus diesen drei Rahmenbedingungen ergibt sich der Sachverhalt, dass – pauschal gesehen – die in ihren Leistungen schwächsten Professoren die stärkste Motivation haben, bis zum Ende ihrer Tage (manchmal unter peinlichen Umständen) zu unterrichten. Um dies und die potentiell deprimierenden pädagogischen Konsequenzen abzuwenden, haben sich mittlerweile nicht wenige Universitäten entschlossen, all ihren Professoren beträchtliche Einmal-Zahlungen (in Höhe mehrerer Jahresgehälter) anzubieten, wenn sie sich zur Emeritierung vor einer bestimmten Altersgrenze (üblicherweise um die siebzig Jahre) verpflichten. Nur wenige von ihnen können es sich leisten, ein solches Angebot auszuschlagen, und viele, die es annehmen, werden gleich nach der Emeritierung eingeladen und verpflichtet, nun als »Lehrbeauftragte« weiter Veranstaltungen anzubieten. Die Institution scheint zunächst diejenigen auf Distanz bringen zu wollen, die sie getragen haben, aber das scheint nur die altersmild-hartnäckige Sucht der meisten Professoren zu steigern, bis zum letzten Tag ihres Lebens an der Universität festzuhalten, die sie eben lieben.

## XI.

Meine abschließende systemische Frage lautet, ob man einzelne amerikanische Universitäten – immer vorausgesetzt, dass sich von einem »amerikanischen Universitätssystem« wirklich nicht reden lässt – als bemerkenswert geschlossene oder als bemerkenswert offene Systeme beschreiben soll. Natürlich impliziert diese universitätsbezogene Frage die methodologische (so wird man sie wohl am ehesten nennen) Frage nach Kriterien für die Anwendung der Unterscheidung von »geschlossenen« und »offenen« Systemen. Nehmen wir eine akademische Institution, die – weitestgehend – ein *college* im klassischen Sinn geblieben ist wie Dartmouth. In seiner Abschottung gegenüber der Dimension der *professional schools* (was den institutionellen Stil angeht) und gegenüber allen Formen des Austausches mit anderen *colleges* ist Dartmouth enorm geschlossen, und dies gilt gewiss auch im Hinblick auf die Selbstreferenz, die dort von ebenso konservativen wie großzügigen *alumni* stabil gehalten wird. Man könnte hier also das so beliebte Paradox aktivieren, dass die geschlossensten Systeme zugleich die am intensivsten umweltsensiblen sind, um so die Innovationskraft und den nachhaltigen Erfolg von Dartmouth zu erklären. Aber spielt Dartmouth nicht zugleich in einer geographisch und wirtschaftlich marginalen Gegend der nordöstlichen Vereinigten Staaten eine zentrale kulturelle Rolle, die gar nichts mit der primären Erziehungsfunktion zu tun hat und mithin dieses *college* zu einem besonders offenen System macht? Wenn es nicht gelingen sollte, die eine oder die andere Beschreibung – die Beschreibung als besonders geschlossenes oder als besonders offenes System – als adäquater zu markieren, dann könnte ich den Eindruck nicht loswerden, dass die Attraktivität der Systemtheorie am Ende doch vor allem darin liegt, »intellektuell anregend« zu sein – obwohl ich ja das Versprechen von wirklich zwingenden Argumentationen und Beobachtungen noch nicht vergessen habe, das mir die ersten Luhmann-Lektüren vor gut vierzig Jahren gaben.

Hans Ulrich Gumbrecht  
Albert Guérard Professor in Literature  
Professor of French & Italian and of Comparative Literature  
School of Humanities and Sciences, Stanford University  
450 Serra Mall, Stanford, CA 94305-2070